

# Farbenspiel im Prisma des Lebens

Autor(en): **Alienus, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **31 (1963)**

Heft 12

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-570858>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Farbenspiele im Prisma des Lebens

von Hans Alienus

## I

«Elegie», so nannte der Student Swen das Prosagedicht, das er niederschrieb, als er von seinem Spaziergang durch den Feriennachmittag in die Pension zurückkam. Folgendermassen aber lautete die Elegie, und so fing sie an:

Dieser junge Mensch, der gestern angekommen ist; sein Gesicht ist nicht auffällig. Doch ist es auch nicht gewöhnlich. Was ist es aber dann? Es ist jung. Allein dadurch prägte es sich mir nicht ein, sondern dadurch, dass es dem Gesicht meines verehrten Lehrers von einst so ähnlich sieht, wie ein noch unversehrtes Jünglingsgesicht einem reich chiffrierten Manneskopf ähnlich sehen kann. Mein Lehrer ist im vorigen Herbst gestorben, hundert Meilen nordwärts in jener Stadt am Meer. Aber dieser junge Mensch hier ist wie sein Jugendbildnis, gemalt vom Leben selbst. Und den Dahingegangenen, den ich als den edlen Mann, der er war, verehrte, den liebe ich jetzt einen Augenblick lang, wie man einen Jüngling lieb gewinnt, indem ich ihn in seinem lebendigen Eben- und Jugendbilde wiederfinde. Die Liebe, die ich dem Manne und Meister bei Lebzeiten schuldig bleiben musste, weil ich ihn zu sehr verehrte, um ihn lieben zu können, die lege ich ihm nun nachträglich auf sein Grab jetzt, einen Winter nach seinem Tode. Ich finde in mir einen Augenblick lang ein unbekannt gewesenes Kameradschaftsgefühl für den Mann, indem ich den Jüngling anblicke, der, wenn nicht alles trügt, heute seine Züge trägt. Und mir ist in einem seltsamen Sinne wohl und gehoben zumute, weil sich in mir dieses Gefühl für den Verstorbenen erschlossen hat, das für ihn fühlen zu können, ich ungern entbehrte, so lange er lebte — ich und er!

Als Swen so weit geschrieben hatte — in sein Heft nämlich — trat statt Schreibeeifers ein eigentümlich versonnener Glücksausdruck in seine Mienen. Ein Lächeln brachte zwei kleine Violinschlüssel links und rechts in den Winkeln seines Mundes hoch (oder durfte man gar sagen zum Erblühen?), während seine Augen wie sanfte Voll-Noten und Vollmonde der Musik auf das Papier blickten. Die Dichtung, vor allem die Elegie braucht das Tragische, dachte er. Denn Dichtung ist doch immer schöne Uebertreibung auch in der Traurigkeit. Zum Glück ist die Wirklichkeit aber dann manchmal anders, freundlicher. Und Tote der Dichtung können in Wirklichkeit sehr wohl noch als Lebendige umhergehen. Damit nahm Swen statt seines Tagebuches einen Briefbogen unter die Feder, und jetzt schrieb er das Folgende:

Verehrter Meister! Heute zog ein junger Mensch in unserer Pension zu, etwa meines Alters. Sein Gesicht, es war nicht auffällig. Es war aber auch keineswegs gewöhnlich. Was also war es dann? Zunächst: es war jung. Doch dadurch prägt es sich mir nicht ein. Sondern dadurch, dass es Ihnen ähnlich sah, ähnlich wie ein Jugendbildnis einem durch das Leben ziselierten Mannesantlitz. Und ich empfand ein eigentümliches, merkwürdiges Gefühl der Zuneigung für jenen jungen Menschen, ein Kameradschaftsgefühl, das aber eigentlich Ihnen galt, das heisst dem Jüngling, der Sie vor dreissig Jahren waren, und das ich Ihnen bis heute nicht entgegenbringen konnte, weil meine Verehrung für Sie und der Unterschied der Jahre dem entgegenstand. Nachher war ich in einem seltsamen Sinne froh und gehoben, weil sich in mir über jenen jungen Menschen hinweg dieses Gefühl

für Sie eingestellt hatte, das für Sie fühlen zu können, ich bisher schmerzlich entbehrte.

Ich freue mich auf unser Wiedersehen zu Semesterbeginn in der alten Stadt am Meer und würde mir wünschen, dass auch Sie sich ein wenig auf mich freuen. Hoffentlich finde ich Sie völlig von Ihrer böartigen Krankheit genesen und in alter Strahlungskraft wieder. Denn wenn ich jenen neuen Bekannten, wie ich es im Schilde führe, mitbringe, so möchte ich ihm mit Ihnen imponieren und Ihnen mit ihm gefallen.

Ihr getreuer Swen.

## II

Karte von Otto Hentig, Tischlergeselle, zweiundzwanzig Jahre alt, neijung, an den Delegationschef von Rohner, mit dem er im Heeresdienst bekannt geworden ist.

Sie haben mir durch Ihre Karte eine sehr grosse Freude gemacht. Und nochmals, Sie haben mir durch Ihre Karte eine sehr grosse Freude gemacht, eine zweite nämlich. Ich könnte diesen Satz noch einige Male wiederholen. Und er hätte einen immer anderen Sinn. Denn ich meine es so: Ich hätte mich auch schon sehr gefreut, wenn diese Karte — noch so belanglos — von Ihnen zu mir gekommen wäre: gefreut, dass Sie es sind, der einen Augenblick aus so grosser Ferne an mich gedacht und sich die Mühe dieses Grusses gemacht hat. Aber nun sagen Sie auf dieser Karte ein so schönes Wort, das überdies gerade für mich ist und mir etwas in mir zeigt, das Sie erkannt haben, ohne dass ich es sah. Und zugleich ist dieses Wort in einer für Sie so bezeichnenden Prägung hingeschrieben. Ich glaube, man sagt da wohl lapidar. Sind das nicht schon genug Anlässe, Ihnen zu danken?

Sie verstehen also: Ich hätte mich über eine Karte mit einem so ergreifenden Anruf auch dann gefreut, wenn sie mir vom letzten meiner Bekannten gekommen wäre. Er wäre nicht länger der letzte geblieben. Wie ich mich also gefreut hätte, dass Sie mir die Karte schrieben, auch abgesehen von ihrem Inhalt, so wäre ich über eine solche Karte auch froh gewesen, abgesehen von Ihrer Person. Nun aber trifft beides zusammen, das Persönliche und das Sachliche. Und jetzt kommt noch das Soziale hinzu, nämlich, dass es mir ordentlichen Eindruck macht, dass ein so wichtiger Mann, der in einer so schwierigen Mission herausgeschickt ist, mir unwichtigem Jungen eine Karte schreibt. Das steht zuletzt. Aber es ist auch da als etwas Schönes. Und das sollen Sie wissen. Denn verheimlichen will ich es Ihnen nicht. Das wäre unwahr.

Ich glaube, ich habe alles, so weit ich konnte, deutlich auseinandergesetzt. Endlich möchte ich nur noch einmal sagen, dass jedes dieser Momente auch einzeln für mich schon eine grosse Freude gewesen wäre. Nun aber sind auf einer einzigen Postkarte alle diese Freuden zusammen enthalten. Es ist wie ein grosser Strauss von Freuden. Und mir ist zumute, irgendwo blüht es. Jetzt müsste mir nur noch ein schönes Wort an Sie zum Abschied einfallen. Aber ich habe Ihnen nichts zu bieten für alles, was Sie an mich gewendet haben. Uebrigens ist mir auch das recht, und es soll so bleiben. Denn von niemand anders liesse ich mir gefallen, immer nur zu bekommen, statt zu geben, ausser von Ihnen.

Ihr Otto